

MEHR INFOS AUF
WWW. **BUCHBOUTIQUE** .DE
BUCHSTÄNDLER | |

«Hanna Dietz spricht
Millionen Frauen aus dem Herzen.»

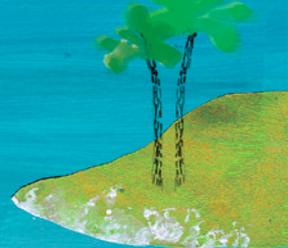
bild.de



ISBN 978-3-8052-5075-7
€ 14,95 (D) / € 15,40 (A)

WUNDERLICH

HANNA
DIETZ

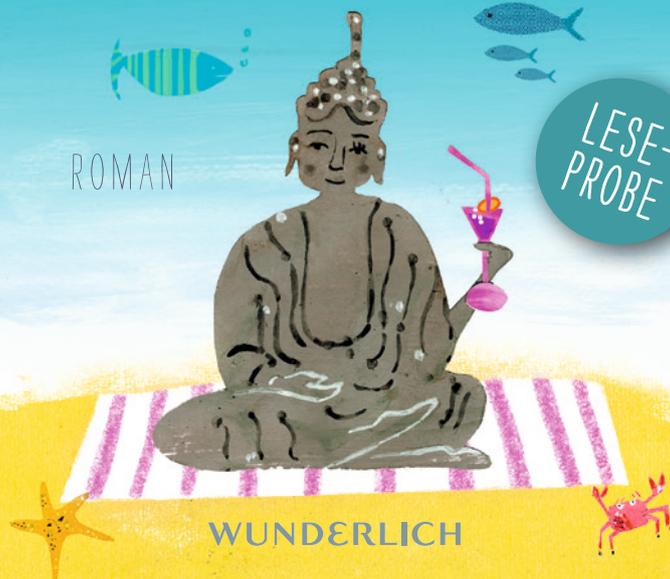


WIE BUDDHA IN DER SONNE

ROMAN

LESE-
PROBE

© Andrea D'Agostino, Clemens Gersch



WUNDERLICH



HANNA DIETZ,

geboren 1969 in Bonn, wollte eigentlich Sportlehrerin werden, musste dann aber feststellen, dass es ziemlich kompliziert ist, Kindern den Felgaufschwung beizubringen, wenn man ihn selbst nicht kann. Also wurde sie Journalistin. 2007 veröffentlichte sie ihren ersten Roman. Mittlerweile hat sie vierzehn Bücher geschrieben. Mit «Männerkrankheiten» schaffte sie es ganz nach oben auf die Spiegel-Bestsellerliste.



In dem Moment passiert es. Jim steigt voll in die Eisen, es kracht, ich schreie auf und spüre schon meine Halswirbel zersplittern, doch dann stehen wir, und nichts ist passiert, und ich stelle zitternd fest, dass Jims Gepäckstapel nicht etwa nach vorne geschossen, sondern aus mir schleierhaften physikalischen Gesetzmäßigkeiten heraus in sich zusammengefallen ist. Puh. Langsam fahren wir durch eine Herde grau-schwarz gefleckter Schweine, die von zwei kleinen barfüßigen Mädchen über die Straßen getrieben werden. «Hey, Jim, hast du eines von den Borstenviechern erwischt?», ruft Henning. «Dann ist unser Abendessen ja gesichert!» – «Haha, jaja», lacht Jim und schlägt sich auf die Schenkel. Ich glaube, er hat nicht die Bohne verstanden. Immerhin ist das, was ich jetzt aus dem Fenster sehe, durchaus vielversprechend. Wir sind in einem Villengebiet mit toll gepflegten Gärten, verschnörkelten Eingangsbögen und vergoldeten Buddhastatuen vor der Haustür. Links von der Straße glitzert hinter einer Palmenreihe der Ozean in der Nachmittagssonne. Wir nähern uns einem wunderschönen weißen Anwesen im Kolonialstil mit großen Terrassen inmitten eines





Meers von Kokospalmen. Das ist sie, denke ich aufgeregt. Das ist die Villa Coconut! Doch leider fahren wir an ihr genauso vorbei wie an den nächsten drei schicken Hütten, an denen ich – zumindest von außen betrachtet – nichts zu

meckern gehabt hätte. Es ist mittlerweile sechs Uhr abends. Wann sind wir endlich da? Und wo fährt Jim uns eigentlich hin? Das muss doch falsch sein! Je weiter wir die Küstenstraße entlangfahren, desto kleiner werden die Villen. Dann überqueren wir noch eine Kreuzung, und schließlich hält Jim vor einem großen zweigeschossigen, sandfarbenen Gebäude mit einer Menge Säulen vor dem Eingang. Das Haus scheint tatsächlich noch zu Kolonialzeiten errichtet worden zu sein, denn die Fassade sieht schon reichlich verwittert aus. Die dunkelgrünen Fensterläden sind geschlossen, vermutlich weil das Gebäude unbewohnt ist. Aber das kann uns ja auch egal sein. Vermutlich will Jim hier den Käfig abliefern. Oder die Rolle Wellble ... «Willkommen», grinst Jim. «Willkommen in Villa Coconut!» – «Das ist doch wohl ein Scherz», stellt die Schnepfe mit ihrer Glasschneidestimme fest. «Diese Unterkunft ist viel zu alt und genügt in keinster Weise unseren Ansprüchen, und wir verlangen sofort eine Unterredung mit dem Geschäfts ...» – «Kommen



rein, kommen rein», unterbricht Jim fröhlich und springt vom Fahrersitz, läuft um das Auto, öffnet die Schiebetür. «Das ist ein klarer Vertragsbruch», doziert die Schnepfe weiter, «wir werden dagegen vorgehen. Aber massiv!» – «Komm schnell. Looki, looki machen. Mal gucken Haus», ruft Jim unerschütterlich strahlend. Und dann stehen wir in der Hitze, die trotz der späten Nachmittagssonne noch kein bisschen nachgelassen hat, und betrachten die Villa Coconut. Ihre besten Zeiten hatte sie vermutlich, als man auf Schiffsreisen angewiesen war und über ein Heer livrierter Domestiken verfügte, die einen Memsahib nannten und zum Sonnenuntergang eisklirrenden Gin Tonic auf der Veranda servierten. Aber es ist immer noch ein eindrucksvolles Gebäude. Der Säulengang im ersten Stock zieht sich über die gesamte Breite und hat sicher schon so manchen Kolonialherrn zum Lustwandeln eingeladen, und ich stelle mir vor, dass im Inneren prächtige Säle auf neue Gäste warten und ich mich ein kleines bisschen wie Anna aus «Der König von Siam» fühlen werde. Ist natürlich etwas übertrieben, aber ich habe nun mal beschlossen, alles, was diese beiden Nadelstreifen-Blödmänner besonders miesmachen, toll zu finden. Dennoch bin ich etwas nervös bei dem Gedanken, dass das unsere Unterkunft für die nächsten zwei Wochen sein soll. Wir

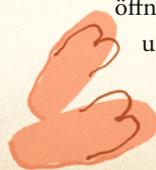
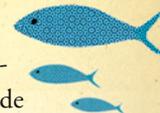


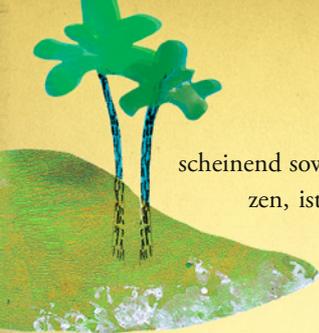


sind hier so weit weg von den anderen und dem tropischen Garten des Larishang Paradise Resorts. Die Villa Coconut ist das letzte Gebäude der Reihe, an der wir vorbeigekommen sind, das den Namen Villa verdient. Weiter die Straße rauf wird es immer urbaner, wie man an den bunten Markisen und Reklameschildern und dem zunehmenden Kabelgewirr erkennen kann. Bis zum Zentrum von Larishang City kann es nicht mehr weit sein. Auf der Straßenseite gegenüber der Villa Coconut zieht sich hinter dem Bürgersteig eine lange hässliche Mauer entlang, hinter der Dächer kleinerer Hütten und Häuser hervorragen. «Das ist ja wohl eine Frechheit», befindet die Schnepfe. «Das ist überhaupt kein bisschen akzeptabel.» – «Und von drinnen ist es bestimmt noch furchtbarer», sage ich, um sie abzuschrecken. Dabei bin ich natürlich der Überzeugung, dass es ein Juwel der kunsthistorischen Innenarchitektur mit mondanen Zimmerverzierungen und dennoch modernster Luxusausstatt ...

«Achtung, Tür», lacht Jim und zieht die große hölzerne Eingangstür auf, was diese mit einem ziemlichen Quietschen quittiert. «Da setze ich keinen Fuß hinein», schimpft die Nadelstreifen-Schnepfe. «Umso besser», murmele ich.

Die Diele ist gigantisch. Ich weiß gar nicht, ob man so eine Halle Diele nennen kann. Bis zur nächsten Tür sind bestimmt acht Meter zu durchqueren. Meine Schritte hallen auf dem hübsch gemusterten Kachelboden. Die Decke ist an die vier Meter hoch und verstärkt das Gefühl von Weitläufigkeit. Durch die dunkelgrüne Flügeltür, die Jim nun öffnet, kommen wir in einen weiteren riesigen Raum, der anhand der Sofas und des Fernsehers als Wohnzimmer identifiziert werden kann. Man fühlt sich fast verloren, so groß ist alles. Gegenüber liegt die Küche, darin ist ebenfalls Platz genug, um Rollschuh zu laufen. Sie wartet mit einer bunten Mischung aus modern und antik auf: ein neuer Kühlschrank neben einem alten Emaillierherd, blinkende Edelstahltöpfe neben vorsintflutlichen Küchenschränken und einem großen runden Esstisch aus dunklem Holz, ein Sammelsurium an Stühlen. Darüber hängt ein wagenradgroßer Deckenventilator. Jim schleppt einen der Säcke mit den Blumen in die Küche, befreit sie aus dem Plastik und stopft sie in eine große bauchige Vase, die er auf den Tisch stellt. Die kleinen weißen Blüten verströmen sofort den süßlichen Duft nach Jasmin. Dann macht er sich daran, die Fensterläden zu öffnen, die seltsamerweise nach innen aufgehen. «Ist das unsere Küche?», frage ich. «Küche, ja», nickt Jim. «Für uns?» – «Ja.» Da sich die Nadelstreifen-Schnepfe an-





scheinend sowieso weigert, hier einen Fuß reinzusetzen, ist die Frage eigentlich überflüssig. Dennoch vergewissere ich mich: «Ich meine, nur für uns beide?» Ich zeige zwischen Henning und mir hin und her. Jim nickt. Ich bin erleichtert.

«Internet?», fragt Henning. «Ach sooo», bestätigt Jim stolz. «WLAN!» – «Wo ist der Code?» – «Auf Tisch», sagt Jim und zeigt auf einen Prospekt neben den Blumen. «Bitte jetzt gucken!» Er deutet nach hinten, und wir gehen vorbei an der breiten hölzernen Treppe mit dem mit Schnitzereien verzierten Handlauf, durch den großzügig bemessenen Flur weiter nach hinten. Hinter der ersten Tür rechts befindet sich ein Badezimmer mit einer antiken Emaillewanne mit Löwenfüßen, goldenen Spiegeln und elektrischen Wandlampen aus Messing in Kerzenform. Sehr hübsch. In die nächsten beiden Türen auf der linken Seite gucken wir nur rein, es sind zwei Schlafzimmer, wegen der verschlossenen Fensterläden dunkel und dementsprechend wenig einladend. Aber es geht ja noch weiter mit einer Tür auf der rechten Seite, und auch dies ist ein Schlafzimmer, mindestens so groß wie das kleine Kino bei uns zu Hause um die Ecke. Das Doppelbett aus Teak ist mit seinen elefantenfüßen dicken Pfosten ziemlich wuchtig, wirkt aber in dem Raum



fast verloren. An der Wand dunkle Schränke, auf deren Türen Landschaftsszenen mit Palmen und Büffeln eingeschnitzt sind. Es ist hübsch, riecht aber etwas muffig. Ich gehe schnell zu den schweren Vorhängen am Ende des Zimmers und ziehe sie auf. «Ahhh», mache ich begeistert. Hinter der Tür liegen eine Terrasse, ein Pool, ein Garten und dahinter direkt das Meer! Na, das ist doch wirklich ein herrlicher Ausblick. Ich öffne die Tür und lasse frische Luft und das Rauschen der Wellen hinein. Aber in dem Moment kommt Jim und sagt: «Tür besser zu. Moskitos!» Er schiebt uns vor sich her nach draußen und schließt die Tür hinter sich. «Schön, nicht?» Er lacht und macht eine ausschweifende Handbewegung über den idyllischen Garten, der zwar etwas verwildert ist, aber in seiner üppigen Pracht trotzdem Charme hat. Mit dem Ausblick auf den Ozean fühle ich mich hier fast wie in einem alten Seebad. «Ja», sage ich. «Schön.» – «Da», sagt Jim stolz. «Stühle. Liegen.» Er zeigt auf die gusseisernen Liegen und Stühle, die ein wenig verloren auf der Terrasse stehen, als hätte sie das Warten auf Gäste mürbe gemacht. Henning und ich nicken bestätigend. «Und da. Pool!», ruft Jim. Das viereckige Becken leuchtet blau in der Sonne, ein Sprungbrett ragt von rechts über das Wasser. «Hübsch», bestätige ich. «Aber wir brauchen den Pool gar





nicht», ruft Henning, «wir haben doch das Meer!» – «Ah», macht Jim erschrocken, aber dann lacht er. «Besser schwimmen in Pool!» – «Wieso?», frage ich, aber Jim grinst nur und zeigt auf die Kokospalme, die neben dem Pool in den Himmel wächst. Es ist die einzige weit und breit. «Villa Coconut», feixt Jim. «Du», er zeigt auf Henning, «klettern hoch, Kokosnuss nehmen, dann ...» Er macht eine Handbewegung, als ob er eine imaginäre Kokosnuss an seinem Schädel aufschlägt, verdreht die Augen und taumelt, dann lacht er wieder hysterisch, tut so, als würde er was essen, und reibt sich den Bauch. «Guuut!» Henning gackert mehr als höflich, legt Jim brüderlich die Hand auf die Schulter und imitiert das Aufschlagen der Nuss an seinem Kopf. Na, da haben sich ja zwei Komiker gefunden. «Und was ist oben?», unterbreche ich den Narrenkongress. «Ist oben das andere Apartment?» – «Ach so», macht Jim augenzwinkernd und fängt an zu schwärmen: «Oben Suite! Mit Dachterrasse! Schönste Raum!» – «Dann gucken wir uns den doch auch noch mal an», sage ich geschäftsmäßig, «dann suchen wir uns aus, wo wir schlafen wollen.» Wir steigen die Treppe hoch in ein weiteres, sehr geräumiges Zimmer von der Größe eines Klassenraums, mit zwei breiten Sofas mit bunten Kissen, einigen Sesseln und einem Wandteppich, tischtennisplattengroß,

der mit einer Elefantenparade aus Pailletten bestickt ist. Auch dieser Raum strahlt eher eine rustikale Freundlichkeit als luxuriöse Kostspieligkeit aus, aber er hat was. Für eine Nacht reicht es allemal. Dann können wir morgen immer noch zu Frau Krüger gehen und uns einen Bungalow geben lassen. «Was ist das?», frage ich und zeige auf eine Tür, aber als ich sie aufmache, quillt mir nur ein Haufen Gerümpel entgegen, irgendwelche Stühle oder Gestelle. Die Abstellkammer also. «Suite dahinten», sagt Jim und läuft federnden Schrittes durch das große Wohnzimmer auf die Rundbogen-Flügeltür zu. «Hereinspaziert!» Jim stößt mit Schwung die Flügeltür auf. Das Zimmer ist doppelt so groß wie die unteren Schlafzimmer, es hat ein schickes Himmelbett, und es ist sehr hell wegen der riesigen Glastür zur Dachterrasse. Der Wipfel der Kokospalme ragt über das Geländer der Terrasse, und dahinter erstreckt sich das Meer bis zum Horizont. «Nicht schlecht», sagt Henning. «Jim sagt schön», plappert Jim. «Dann ist schön!» – «Los, wir gucken uns die Terrasse an», rufe ich, schon fast begeistert, und trete durch die Tür hinaus auf die mit bunten Kacheln ausgelegte Terrasse mit Sonnenliegen, einem Tisch unter einem großen Bastsonnenschirm und ... da hocken sie. Die Nadelstreifen-Schnepfe und ihr Gucci-Precht mit ihren Notebooks. Auf unseren Stühlen in unserer Suite. «Na,





das ist doch wirklich die Höhe», sagt die Schnepfe und fügt herrisch hinzu: «Verlassen Sie sofort unser Zimmer!» – «Ich dachte, Sie wollten überhaupt nicht bleiben», antworte ich konsterniert. «Das geht Sie ja wohl überhaupt nichts

an, wo wir bleiben und wo nicht», fährt mich die Schnepfe an. Diese Aggressivität macht mich fertig. «Wenn Sie unser Apartment belegen, dann geht uns das sehr wohl was an», mischt sich jetzt Henning ein. «Also bitte», schnaubt sie. «Wir waren zuerst hier, deswegen ist es ganz klar unseres.» – «Wer sagt das denn?», bringe ich hervor und werde unwillkürlich rot. «Paragraph 74 der internationalen Reiserechordnung», verkündet die Schnepfe siegessicher.

«Anspruchserhebung auf vorübergehende Inbesitznahme.» Sie wirft dem Gucci-Precht einen verschwörerischen Blick zu, und der kichert boshaft. «Jim, mein Freund», sagt Henning. «So läuft das aber doch nicht wirklich? Wie hat denn der Reiseveranstalter das Haus verteilt?» Jim lacht. Meine Güte, kann er nicht mal antworten wie ein normaler Mensch? «Wie ist die Zimmerverteilung hier?», frage ich ihn eindringlich, aber Jim nimmt sein Handy und verschwindet nach drinnen. Wir vier starren uns aufgebracht an. Jetzt hatte ich mich gerade mit dem Gedanken angefreun-



det, die erste Nacht hier zu verbringen, da zerstören mir diese gemeinen Leute schon wieder meine Laune. Und ich fühle mich total klebrig und erschöpft und brauche ganz dringend eine Dusche. In dem Moment geht mir ein Licht auf. «Komm, Henning, lass. Wir gehen nach unten», sage ich. «Was?», fragt er. «Nein. Die haben hier gar nichts zu sagen, wir ...» – «Los, Henning», wiederhole ich. «Das ist es nicht wert. Wir teilen das Haus einfach so ein: Wir nehmen das untere Stockwerk. Und die das obere. So kommt sich niemand in die Quere.» Die Nadelstreifen-Schnepfe wundert sich sichtlich über mein plötzliches Einlenken und mustert mich misstrauisch. Dann wirft sie dem Gucci-Precht einen fragenden Blick zu, der zuckt kaum merklich mit den Schultern. «Abgemacht?», frage ich.

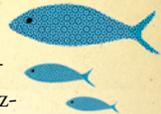
«Sie oben, wir unten?» Die Schnepfe nickt langsam, der Gucci-Precht widmet sich befriedigt seinem Notebook. Henning folgt mir nach unten. Unser Gepäck steht mittlerweile in der Küche, Jim ist nicht zu sehen. «Kannst du mir mal sagen, was das eben sollte?», fängt Henning leise an zu schimpfen. «Nur weil du jeder Auseinandersetzung aus dem Weg gehst, haben diese ...» – «Diese ...», unterbreche ich und lasse das Schimpfwort ungesagt in der Luft schweben und füge leise hinzu: «... haben kein Badezimmer.» – «Was?», fragt Henning verblüfft. «Das einzige





Badezimmer ist das hier unten», sage ich mit vor Triumph bebender Stimme. «Und die oben haben keins.» Und dann muss ich lachen. «Das ist zwar das größte Haus, das ich je von innen gesehen habe, aber es hat nur ein Badezimmer.» Henning schüttelt verblüfft den Kopf. «Stimmt», sagt er. «Mann, das ist ja genial! Und der Pool ist auch für uns, weil er hier unten ist!» – «Paragraph vierundirgendwas der internationalen Reiserechtnordnung», kichere ich zufrieden. «Und jetzt gehe ich duschen.» – «Und ich schwimme eine Runde!» Wir wählen das rechte Schlafzimmer mit dem Zugang zum Garten. Es ist wirklich riesig. Deswegen fallen einem die Kleinigkeiten auch nicht sofort auf. Bei näherer Betrachtung allerdings muss ich feststellen, dass sich eine Staubschicht über das Kopfteil des Bettes zieht. Und das Bett mit der dunkelroten Brokat-Überdecke sieht auch aus, als wäre es zu Zeiten bezogen worden, als man noch mit dem Elefanten zum Königspalast geritten war. Kein Wunder, dass es hier muffig riecht. Wie soll man denn hier drin bitte schön Spaß haben? So schmutztolerant kann ein Mensch gar nicht sein, dass er das hier akzeptabel findet. «Ist gar nicht mal so übel, was?», sagt Henning. Ich korrigiere: So schmutztolerant kann nur ein Mann sein. «Na ja», sage ich, ganz diplomatisch. «Ich habe mir zwar was anderes vorgestellt, aber ... solange du

bei mir bist, finde ich es überall schön.» Ich kriege sogar ein Lächeln zustande. «Wo ist denn die Klimaanlage?» Wir schauen uns um. Von Aircondition ist nichts zu sehen. Nur ein Deckenventilator aus Messing mit den Ausmaßen eines Propellers hängt über dem Bett. «Ziemlich kolonialer Charme», kommentiert Henning und fasst an den antiken Schalter, ich rufe «Vorsicht», weil er überhaupt nicht aussieht wie TÜVgeprüft. Aber Henning wird erstaunlicherweise nicht von einem tödlichen Stromschlag niedergestreckt, dafür fängt der Ventilator an, sich zu drehen. Flap-flap-flap dreht er sich träge im Kreis, ein paar Staubflusen fallen runter, Henning stellt ihn höher, und einen angenehmen Windhauch später legt der Ventilator plötzlich richtig los und fängt so stark an zu eiern, als ob er Schwung holen wollte, um beim Runterfallen den verheerendsten Schaden anrichten zu können. «So warm ist es hier ja gar nicht», sage ich und wische mir verstohlen eine Schweißperle von der Schläfe. «Wir können ihn auch ausmachen.» – «Mal sehen, was jetzt passiert», sagt Henning ungerührt und stellt auf höchste Stufe. Der Ventilator verwandelt sich in eine rasende Guillotine. Mit einem wütenden Zischen wirbeln die Rotorblätter durch die Luft. «Das Ding wurde vermutlich früher für Hinrichtungen benutzt», sage ich, während ich mich sicherheitshalber aus der Gefahrenzone be-





gebe, wo mich der Ventilator nicht erwischen kann.

Jedenfalls nach meiner Berechnung. «Aber er hält», sagt Henning mit dem Ausschalten. «Eine solide Konstruktion.» Ich halte mich mit einem Kommentar über Hennings

handwerkliche Erfahrung zurück, die sich darauf beschränkt, beim Zusammenbau eines Schrankes namens Igor einen Nervenzusammenbruch erlitten zu haben. «Na ja. Für eine Nacht wird es reichen», sage ich. Henning schlüpft in seine Badehose und geht nach draußen. Ich krame meinen Kulturbeutel, Shorts und Top aus dem Koffer und gehe ins Bad. Der Boden des Badezimmers ist in einem goldgrünen Mosaik gefliest. Wirklich sehr hübsch. In dem Teakregal an der Wand liegen Stapel von gefalteten Handtüchern. Es gibt Klopapier, und die Toilette sieht trotz ihres Alters immerhin sauber aus. Ich setze mich darauf, atme einmal erleichtert durch und schliesse kurz die Augen. Bilder schießen mir in schneller Abfolge durch den Kopf, die Abfahrt aus Deutschland, der Flughafen, die Nadelstreifen-Schnepfe, die Mofas mit den Hühnern drauf, Jim, der Pool, die Kokospalme, Kakerlaken unter der Badewanne ... ratsch! Ich merke, dass ich die Augen wieder offen habe. Und dass mir mein reizüberflutetes Gehirn nicht etwa eine Posse vor-



spielt. Da spaziert eine Familie wohlgenährter Kakerlaken über die goldgrünen Fliesen, als wäre sie hier zu Hause! AHHHHHH!!! Ich springe auf, raffe meine Klamotten und sprinte aus dem Zimmer. Dort treffe ich zeitgleich mit Henning ein, der ebenfalls aussieht, als wäre er einem Gespenst begegnet. «Ich weiß jetzt, warum Jim meinte, wir sollten lieber im Pool schwimmen», sagt er. «Denn da sind nur Frösche im Wasser.» – «Was?», flüstere ich entsetzt und schlucke. «Und was ist dann im Meer?» – «Feuerquallen», sagt Henning. «Jede Menge Feuerquallen.» Er zeigt auf eine kleine rote Stelle an der Wade. «Zum Glück hat mich die erste nur da erwischt.» – «Du Armer! Ist es sehr schlimm?» – «Schon okay», sagt Henning und lächelt verkrampft. Wenn er das sagt, dann tut es sauweh. «Verdammt», sage ich. «Die Kakerlaken im Bad sind dafür nur eklig.» – «Kakerlaken im Bad?» Ich nicke aufgebracht. «Hier bleibe ich nicht», stoße ich hervor. «Auf keinen Fall. Nicht mal für eine Nacht!» – «Absolut nicht», sagt Henning. «Damit können sie uns echt nicht abspesen! Wir haben schließlich den vollen Preis bezahlt. Da wollen wir auch das volle Programm haben.» – «Ganz genau», sage ich entschlossen. Und während Henning sich wieder anzieht und ich meine Sachen zurück in den Koffer stopfe, erinnere ich mich laut: «Frau Krüger hat ver-



sprochen, dass wir was anderes kriegen, wenn es uns nicht gefällt. Das hat sie versprochen!» – «Jim soll uns zurückfahren.» «Ja. Und zwar jetzt auf der Stelle. Solange die anderen oben sind. Die will ich nämlich nicht dabeihaben.» – «Los, dann schnell», sagt Henning. Wir ziehen die Tür leise hinter uns zu und schleichen an Küche und Wohnzimmer vorbei zur Haus-



tür. Von oben ist zu meiner Erleichterung nichts zu hören. «Vorsicht», mahne ich leise. «Die quietscht.» Henning öffnet die Tür ganz langsam.

Dann stöhnt er genervt auf. Die Vorsicht war völlig unnötig. Denn da steht er. Der Feind in seiner ganzen Nadelstreifenpracht! Mit Marschgepäck! Wollte sich also klammheimlich davonstehlen. Wie die Ratten vom sinkenden Schiff verschwinden! Na ja. Von denen war das wohl nicht anders zu erwarten gewesen. Die beiden gucken sauerböfisch in die Gegend und tun so, als ob sie uns gar nicht bemerken. Es ist mittlerweile dunkel geworden. Blitzschnell ging das jetzt. Auf eine Abenddämmerung scheint man auf Larishang verzichten zu müssen. Wir starren in die Dunkelheit. Von Jim und seinem Wagen nichts zu sehen. Ein paar rüdische Hunde patrouillieren über die Straße. Ein Moped knattert vorbei, Hühner baumeln kopfüber am Lenker, blicken ungerührt, vielleicht bilden sie sich ein, Fledermäuse zu sein. Eine Fahrradrickscha, beladen mit einem Berg



Plastikkanistern, rollt vorüber, gefolgt von einem offenen Pritschenwagen, es riecht nach Müll und Abgasen. Drei unternehmungslustige junge Männer, die trotz der Hitze Lederjacken tragen, schlendern den Weg entlang und feixen uns aufsässig an. Wo um Himmels willen sind wir hier gelandet? Und noch viel wichtiger: Wie kommen wir hier wieder weg? Schnell ziehe ich Henning zu einer Lagebesprechung zurück ins Haus. «Was machen wir denn jetzt?», frage ich ihn aufgeregt. «Wenn ich das wüsste», antwortet er und spielt mit seinem Smartphone rum. «Das WLAN geht nicht. Ich kriege einfach keine Verbindung ins Netz.» – «Oh Gott», flüstere ich. «Wir sind verloren!»

